Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 4

Artikel: Die Frauenarbeit in der Industrie
Autor: Lukas, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-330637

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lichen Aufgaben betrauen und ihr unvoreingenommen auch jede mögliche Anerkennung und Auszeichnung zuteil werden lassen.

Eine Partei und Bewegung wie die unsrige darf sich nie mit dem Erreichten zufrieden geben, sie darf nie dazu kommen, sich in ihren Methoden des Ringens um die Seelen der Besitzlosen mit dem Ueberlieferten und Althergebrachten zu bescheiden. Stillstand ist auch hier Rückschritt. Gegen alle Trägheitserscheinungen, die sonst nur alten, herrschenden Parteien eigen zu sein pflegen, müssen wir rücksichtslos gegen uns selbst Front machen, durch fortwährende Erneuerung und Verjüngung des ganzen Apparats unserer Organisation dafür Sorge tragen, daß unsere sozialistische Bewegung täglich aufs neue mit vollem Recht von sich sagen kann: «Wir sind jung und das ist schön!»

Die Frauenarbeit in der Industrie.

Von *J. Lukas.*

Unsere Zeit hat längst und gründlich aufgeräumt mit der romantischen Auffassung des Familienlebens, wie es Friedrich Schiller umschreibt mit den Worten: «Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben, und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, sie lehret die Mädchen und wehret den Knaben.»

Mit der Erfindung der Maschine, der Einführung neuer Arbeitsmethoden und dem Aufkommen der Fabriken hat sich das häusliche Leben gewandelt. Einstmals war das Heim der Mittelpunkt der Warenerzeugung, und hier schaltete und waltete die Frau nach besten Kräften und Können. Sie fertigte mit Spinnrad und Webstuhl die Kleidung an und bereitete aus den Erzeugnissen der Landwirtschaft und den Erträgnissen der Jagd und der Viehzucht die Nahrung für die Familie. Inzwischen hat die Arbeitsteilung weitere Fortschritte gemacht. Aus den Spinnrädern sind gewaltige Maschinen geworden und die Webstühle laufen heute automatisch in riesigen Fabriken. Butter und Käse, Brot und Kuchen werden heute in Molkereien und Bäckereien hergestellt. Das Tätigkeitsfeld der Frau hat sich verändert. In verkehrsentlegenen Hochtälern ist noch ein schwacher Abglanz des urgroßmütterlichen Idylls zu finden. Aber in den Städten und Industrieorten des Landes sieht es wesentlich anders aus. Die «züchtige Hausfrau» ist für Hunderttausende von Frauen zur frommen Sage geworden.

Die industrielle Entwicklung hat den häuslichen Herd zerstört, hat die Hausfrau ihrem Königreich entfremdet und die Mutter ihren Kindern entrissen. Es wäre vergebliches Mühen, den alten Zustand wieder herzustellen. Was wir tun können,

ist: unsere Lebensgewohnheiten den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Der Industrialismus hat den Frauen die Tore der Fabriken weit geöffnet. Die Frauen sind, ungern genug, aber gezwungen durch die Umstände, scharenweise hineingeströmt und werden nie wieder den Rückweg in die alten Zustände finden. Alles Gerede, das darauf hinaus geht, die Frau wiederum ins Haus zu bannen, ist leeres Wortgebimmel, dem keine Erfüllung zuteil wird.

In der Schweiz leben insgesamt 2,009,000 weibliche Personen, oder 138,000 mehr Frauen als Männer. Davon haben 1,275,000 ein Alter von 20 und mehr Jahren. Aber nur etwas mehr als die Hälfte davon ist verheiratet. 607,600 ehemündige Frauen sind ledig, verwitwet oder geschieden. Ihnen fehlt somit das eigene Heim, in welches sie gewisse Leute so gerne verweisen, damit sie ihrem natürlichsten Berufe als Gattin und Mutter leben. Diese rund 600,000 Frauen sind auf sich selbst angewiesen, müssen größtenteils selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen, müssen allein durchs Leben gehen und ihr tägliches Brot durch eigener Hände Arbeit verdienen.

Ist es da ein Wunder, wenn wir überall neben dem Manne die Frauen auf den Arbeitsplätzen antreffen? Es ist töricht, zu sagen: «Die Frau gehört ins Heim!», wo sie durch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ins harte Erwerbsleben getrieben wird. Es ist töricht, die Frau ins Heim verweisen zu wollen, das nur in der Phantasie existiert. Aber selbst für hunderttausende Frauen, die über einen eigenen Herd verfügen, besteht ein Zwang zum Erwerb. Unter den 683,000 berufstätigen Frauen der Schweiz gibt es viele verheiratete, die trotz Gattin- und Mutterpflichten durch die wirtschaftliche Not gezwungen werden, das Ihrige zum Unterhalt der Familie durch Mitverdienen beizutragen.

Und so erscheint es leicht verständlich, daß wir heute überall und in allen Gegenden des Landes die Frauen bei tätiger Arbeit finden. Sie spinnen das Garn, weben die Stoffe, stricken und sticken und nähen die Wäsche und Kleidung, verarbeiten Papier, Holz und Metall, heften Bücher, flechten Körbe, wickeln Drähte, drehen Zigarren und bemalen das Porzellan. Sie stehen an lärmenden Maschinen, arbeiten in giftgasgeschwängerten Lokalen und scheuen selbst vor schwerster Arbeit im Baugewerbe nicht zurück. Das Heer der erwerbstätigen Frauen nimmt immer mehr zu und stets neue Erwerbszweige werden von der Frau erschlossen. Wir finden sie sowohl in der Holz- und Metallindustrie als auch in der chemischen Industrie und in der Industrie der Erden und Steine.

Vor fünfzig Jahren zählte man 64,000 Fabrikarbeiterinnen in der Schweiz. Heute sind es mehr als doppelt soviel, nämlich 147,000. Das ist über ein Drittel von der gesamten Industrie-

arbeiterschaft. Im Jahre 1882 waren 80 Prozent aller Fabrikarbeiterinnen in der Textilindustrie beschäftigt, bei der letzten Zählung im Sommer 1929 waren es nur noch 40 Prozent. Dagegen stieg die Zahl der Arbeiterinnen in der Metall- und Uhrenindustrie im Verlaufe von fünf Jahrzehnten von rund 5000 auf 32,000 und die Zahl der Frauen im Bekleidungsgewerbe von 3000 auf 30,000.

Unter welchen Arbeitsbedingungen sind diese Frauen in der Industrie tätig? Und wie empfinden die Frauen die Fabrikarbeit?

Diese Fragen kann niemand besser beantworten als die Fabrikarbeiterinnen selbst. Ich möchte daher nicht unterlassen, in diesem Zusammenhang auf ein kleines Buch hinzuweisen, das in diesen Tagen im Buchhandel erschienen ist und den Titel trägt: «Mein Arbeitstag, mein Wochenende.» Es ist ein ganz seltsames Buch eigenster Art. 150 Textilarbeiterinnen haben es geschrieben und der Deutsche Textilarbeiterverband hat es herausgegeben. Es enthält Berichte von ledigen Arbeiterinnen, kinderlosen Ehefrauen, Arbeitermüttern und hochbetagten Fabrikarbeiterinnen. Sie zeugen in eindringlichster Weise von der Tragik im heutigen Arbeiterinnenleben, vom Konflikt zwischen dem Ich, der Wirtschaftsfunktion und der Gattungsaufgabe. Ich kann es nicht unterlassen, daraus zwei Stellen zu zitieren.

Eine 25jährige ledige Arbeiterin schreibt:

«Acht Stunden lang, von morgens sieben bis abends halb fünf, stehe ich immerzu fast auf demselben Fleck, vornübergebeugt den Oberkörper, beinahe regungslos, nur die Hände machen wie mechanisch immer dieselben Bewegungen, drücken der Ware den Stempel auf und das Hirn zählt von eins bis zwölf, wieder, immer wieder, acht Stunden lang.

Acht Stunden lang ausgeschaltet eigenes Denken und Fühlen, eigenes Wünschen und Wollen. Acht Stunden lang regiert nur der Wille des Meisters, gilt es, sich den Wünschen der Vorgesetzten zu fügen. Acht Stunden lang darf ich nicht daran denken, daß irgendwo Wiesen grünen, Blumen blühen und Vögel singen, daß draußen die goldene Sonne lockt und lacht, während ich acht Stunden lang nur Berge von Strümpfen sehe. Und wenn die Augen durchs Fenster schweifen, dann streift der Blick nur graue Mauern, aus denen Fenster wie freudlose Augen herabschauen auf einen düsteren Hof, an dem einen oder anderen Fenster eine kümmerliche Topfpflanze und ein winziges Eckchen blauen Himmels darüber.

Acht Stunden lang Strümpfe stempeln, von eins bis zwölf zählen, stempeln, unzählige Male; unterbrochen nur von einer einstündigen Mittagspause, während der mir gerade genug Zeit bleibt, um das Mittagessen zu verzehren und dann die vom stundenlangen Stehen fast steif gewordenen Glieder auf harter Bank ein wenig lang zu strecken.»

Und eine 35jährige Mutter beschreibt ihren Arbeitstag wie folgt:

«Mein Arbeitstag beginnt schon morgens um fünf Uhr; da muß ich für meinen Sohn und für mich das Mittagessen fertigkochen, das Frühstück

zurechtmachen, uns beide wegfertig machen, die kleine Wohnung aufräumen, dann geht mein Sohn zur Schule, ich im Eiltempo zur Arbeit. 8½ Stunden anstrengende Arbeit folgt nun, mit Unterbrechung von 1½-stündiger Mittagspause. Es ist dann abends fünf Uhr, wenn ich die Fabrik verlasse. Während dieser Zeit überlasse ich meinen Sohn seinem Schutzgeist und seinem Schicksal. Weil ich eine gute halbe Stunde außerhalb wohne, ist es gewöhnlich — die Einkäufe eingerechnet — sechs Uhr abends, wenn ich wieder nach Hause komme. Weil ich nun schon so viele Stunden fleißig war, müßte man denken, nun endlich Ruhe zu finden, aber nein, so ist das nicht.

Mit Feuerung besorgen, das Abendessen zurechtmachen, die Schularbeit beaufsichtigen, dabei das Gemüse putzen und ankochen für den nächsten Tag, die Betten lüften und in Ordnung bringen, manche Tage den Fußboden noch frisch mit Wasser aufwischen, das Geschirr spülen, ist es bestimmt acht Uhr geworden. Und nun kommt der große Augenblick, auf den ich mich den ganzen Tag freue, die eine Stunde, wenn ich mein Abendbrot verzehre und dazu die Zeitung lesen kann.

Ich schau auf die Uhr — neun Uhr —, ich bin müde, mein Bub schläft und ich möchte es auch gerne tun, darf es aber noch nicht. Noch bin ich nicht mit meiner Arbeit fertig. Ich muß noch die Nähmaschine hervorholen, denn es hat sich vieles zum Nähen angesammelt. Die Woche ist kurz, vier Abende bleiben mir nur dafür. Da ich die meiste Garderobe für uns selbst nähe, kann ich nicht alles auf den Sonnabendnachmittag und Sonntagvormittag verschieben. Trotz aller Akkordarbeit könnte ich uns von der Fabrikarbeit nur erbärmlich ernähren.»

Die übrigen 148 Berichte entrollen ein ähnliches Bild vom Schicksal der Fabrikarbeiterinnen. Wenn wir uns die Trostlosigkeit der monotonen Fabrikarbeit vergegenwärtigen, so wird es uns leichter, zu verstehen, weshalb die Arbeiterinnen sich so gerne in die Scheinwelt des Kinos begeben. Ihr Innenleben wird von der mechanischen Tätigkeit nicht berührt, ihr Geist erhält keine Anregungen, ihre Sehnsucht bleibt ohne Erfüllung. Und so entsteht das Verlangen nach Zerstreuung und Vergnügen. Aber viele Arbeiterinnen haben keine Möglichkit, dieses Verlangen zu stillen, da sie nach der Fabrikarbeit noch die verschiedensten Hausarbeiten verrichten müssen. Dies trifft insbesondere für die verheirateten Arbeiterinnen zu. Und ungefähr ein Viertel aller Arbeiterinnen in den schweizerischen Fabriken ist verheiratet.

Es ist zu begreifen, daß die Frauenerwerbsarbeit in ihrer heutigen Form und in ihren sozialen Begleitumständen schwere Gefahren für Haushalt, Familie und Kinder mit sich bringt. Bei der heute üblichen Arbeitszeit, der Intensität der Arbeit und den ungesunden Verhältnissen, die vielfach in den Fabriken noch anzutreffen sind, ist in vielen Fällen die Erwerbsarbeit allein schon eine Ueberlastung der Frau. Nun muß aber die Frau in unzähligen Fällen einen dreifachen Beruf ausüben: als Fabrikarbeiterin, Hausfrau und Mutter. Und hier liegen die Ursachen für die überanstrengten und abgehetzten Mütter, für das zerstörte häusliche Leben, für die mangelhafte Versorgung

und Erziehung der Kinder. Wie soll die dreifach geplagte Mutter nach nervenaufreibender Fabrikarbeit noch Ruhe und Gelegenheit finden, das Wesen der Kinder zu beobachten, ihre geistigen und seelischen Bedürfnisse zu erforschen und durch die Herzlichkeit des Umgangs ihre Entwicklung zu befruchten? Wahrlich: es ist schon eine gute Mutter, wenn sie die Kleinen rein und ordentlich hält, ihnen ausreichend zu essen geben kann und sie in ihrer aufregenden Hast und Nervosität nicht zu arg prügelt. Die Schriftstellerin Ellen Key sagt sehr treffend, daß es angesichts dieser Zustände weit erstaunlicher ist, daß in der untern Volksklasse trotz alledem meist die besseren Instinkte siegen, als daß sie es zuweilen nicht tun.

Fragen wir einmal die *Fabrikinspektoren*, wie es mit der Beschäftigung von weiblichen Personen in den Fabriken bestellt ist. Das Fabrikgesetz gewährt ja den Arbeiterinnen einen gewissen Mindestschutz. Aber es gibt zahllose Fälle, wo diese gesetzlichen Bestimmungen nicht beachtet werden. In den beiden letzten Jahren mußte gegen 44 Unternehmer Strafklage erhoben werden, weil sie sich gegen die Vorschriften betreffend die Beschäftigung weiblicher Personen vergangen hatten. Und wer nennt die Zahl jener Fälle, wo kein Kläger zu dem Richter ging?

Das Fabrikgesetz sieht eine wöchentliche Arbeitszeit von 48 Stunden vor. Aber in vielen Industriezweigen, und namentlich in jenen Branchen, wo in der Hauptsache Frauen beschäftigt werden, wie in der Textilindustrie, dem Bekleidungsgewerbe und in der Uhrenbranche, wird erheblich länger gearbeitet. Die Statistik scheidet die Zahl der weiblichen Arbeiterinnen, die über 48 Stunden pro Woche in den Fabriken arbeiten müssen, leider nicht aus. Aber die Fabrikinspektoren geben freimütig zu, daß *der Anteil der Frauen an der Ueberzeitarbeit ein erheblicher ist.*

Für die Frauen besteht ein Verbot der Nachtarbeit. Die Fabrikinspektoren und die Kantonsregierungen berichten jedoch, daß immer wieder Verstöße gegen die Gesetzesvorschrift unternommen werden. In vielen Fällen hat auch die Bestimmung, daß die Verlängerung der normalen Arbeitsdauer für weibliche Personen im ganzen nicht mehr als 140 Stunden im Jahr betragen darf, keine Beachtung gefunden. Es kommt immer wieder vor, daß die Unternehmer den Frauen Arbeit mit nach Hause geben, obschon dies nach dem Gesetze unzulässig ist. Selbst der freie Samstagnachmittag wird den Frauen dort vorenthalten, wo Samstagüberzeit- oder Schichtarbeit bewilligt worden ist. Es gibt Haushaltungen, aus denen mehrere Personen in einer Fabrik arbeiten und jede eine andere Arbeitszeit hat. Das eine Familienglied muß um fünf Uhr antreten und vorher ein Frühstück haben, das andere hat nachts zehn Uhr Feierabend und will noch etwas essen, wenn es heim-

kommt, die Mahlzeiten der Kinder richten sich mehr oder weniger nach der Schulzeit, und so ist die Hausfrau von vier Uhr morgens bis elf Uhr nachts immer angespannt. Man stelle sich vor, was es für eine Mutter zu bedeuten hat, wenn sie bei jedem Wetter, auch im Winter, wöchentlich wechselnd, schon um fünf Uhr morgens zur Arbeit muß oder diese erst abends um zehn Uhr verlassen kann, und unter Umständen dazu einen weiten Weg zu machen hat.

Daß die Frauen in den Fabriken wie im Haushalt zumeist die schmutzigsten Arbeiten zu verrichten haben, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt dürfte es sein, daß *in schweizerischen Fabriken die Frauen auch bei der Sprengstoff- und Munitionsfabrikation verwendet* werden, also bei Arbeiten, die lebensgefährlich sind. In den Färbereien finden wir die Frauen bei Arbeiten beschäftigt, bei denen Säuren aller Art, Salmiak, Phosphate und sogar Zyankali Verwendung finden.

Daß die Fabrikarbeit unter den heute geltenden Umständen für die Frauen gesundheitliche Gefahren in sich schließt, ist erwiesen. Die Statistiken der Krankenkassen weisen es aus, daß die durchschnittlich auf ein Mitglied entfallende Zahl von Krankentagen und die Zahl der Krankheitsfälle bei den Frauen erheblich größer ist als bei den Männern. Namentlich die Beschäftigung schwangerer Frauen bis zum Tage ihrer Niederkunft hat schlimme Folgen für Mütter und Kinder. Das haben nicht nur die Untersuchungen ergeben, die vor Jahren der Deutsche Textilarbeiterverband vornehmen ließ, sondern dies ergibt sich auch unter anderem aus dem außerordentlich aufschlußreichen Material, das Professor Dr. Heinz Küstner, Oberarzt an der Universitätsklinik in Leipzig, gesammelt und kürzlich veröffentlicht hat. Professor Küstner stellt fest, *daß die Geburtsdauer bei den bis zuletzt arbeitenden Frauen durchschnittlich um eine Stunde länger ist als bei denjenigen, welche die Arbeit vorher eingestellt haben.* In den meisten Fällen läßt sich diese Tatsache seiner Meinung nach durch die *Ermüdung der Frau* erklären, deren Kräfte von der Arbeit zu sehr in Anspruch genommen wurden und daher bei der Geburt nicht genügend mitwirken können. Der Schaden, den die bis zuletzt aufrechterhaltene Arbeit der Mutter *für das Kind* haben kann, ist bei der Betrachtung des durchschnittlichen Geburtsgewichtes der Neugeborenen besonders klar ersichtlich. Die Neugeborenen von geringerer Größe und kleinerem Gewicht treten weit weniger widerstandsfähig in das Leben als die größer und schwerer Geborenen. Mit Nachdruck wird darauf verwiesen, daß das durchschnittliche Geburtsgewicht der Kinder von Frauen, die bis zuletzt gearbeitet haben, ein sehr niedriges ist. Schon eine Schonung von wenigen Wochen vor der Entbindung vergrößert das Geburtsgewicht ganz wesentlich.

Nun könnte man sagen: es steht ja den Fabrikarbeiterinnen

frei, frühzeitig genug die Arbeit zu verlassen. Das Fabrikgesetz gewährt ihnen ja diesbezüglich einen gewissen Schutz. Demgegenüber steht aber das bittere Muß des Verdienenmüssens. Jedes Wegbleiben von der Arbeit ist für die Fabrikarbeiterin gleichbedeutend mit einem Lohnverlust. Und wenn man weiß, wie bitter notwendig gerade die Arbeiterinnen jeden Rappen Verdienst haben, so versteht man, daß die schwangeren Frauen bis zur letzten Minute an den Maschinen aushalten. Ich will hier keine Lohnangaben machen. Es ist ja allgemein bekannt, wie niedrig die Stundenlöhne der Fabrikarbeiterinnen sind. Ich will hier nur auf den *Unterschied* verweisen *zwischen den Frauen- und Männerlöhnen.* Nach dem von der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt in Luzern gesammelten Lohnmaterial ergibt sich für das Jahr 1929 für über 18 Jahre alte Fabrikarbeiterinnen ein durchschnittlicher Tagesverdienst von Fr. 6.45. Der durchschnittliche Tagesverdienst für ungelernte männliche Arbeiter beträgt Fr. 9.85. Man kann diese beiden Zahlen nicht ohne weiteres miteinander vergleichen, weil die Art der Arbeit für Frauen und Männer nicht immer die gleiche ist und weil bei den Frauen auch zwischen gelernter und ungelernter Arbeit nicht unterschieden wurde. Aber ganz allgemein kann gesagt werden, und das trifft nicht nur für die schweizerischen Verhältnisse zu, *daß die Frauenlöhne in der Industrie um ein Viertel bis ein Drittel niedriger sind als die Männerlöhne.* Das offiziell anerkannte Prinzip, daß für gleiche Arbeit gleicher Lohn bezahlt werden soll, ist leider noch lange nicht überall durchgeführt. Die Unternehmer haben meistens nur dann ein Interesse an der Frauenarbeit, wenn diese billiger ist als die Männerarbeit. Es erscheint höchst ungerecht, wenn beispielsweise ein lediger Arbeiter für die gleiche Arbeit einen höheren Stundenlohn erhält als eine Frau, die vielleicht als Witwe für einige Kinder zu sorgen hat. Daß es solche Fälle gibt, wird jedermann selbst leicht feststellen können.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Fabrikarbeiterinnenferien. Es war in den sturmbewegten Nachkriegszeiten, als die «Neue Zürcher Zeitung» einmal schrieb: «Für Tausende ist das tägliche Leben mit seiner eintönigen Fabrikarbeit, mit seinen aufreibenden Wasch- und Putztagen weit entfernt von dem relativen Behagen einer früheren Zeit. Denjenigen, die ein Jahr hindurch treu ihr schweres Tagewerk erfüllt haben, sollte die Möglichkeit gegeben werden, *ein paar Wochen lang* aufatmen zu können und Ruhe und Natur auf sich wirken zu lassen. Wir wenden uns an diejenigen, die selbst die Wohltat von Ferien zu schätzen wissen und denen es eine Freude ist, auch einer geplagten, erholungsbedürftigen Mitschwester zu einem Ferienaufenthalt zu verhelfen.»

Seit den Tagen dieses Aufrufes ist nahezu ein Jahrzehnt vergangen und trotzdem gibt es immer noch ungezählte Fabrik-

arbeiterinnen in der Schweiz, welche die Wohltat bezahlter Ferien nur vom Hörensagen kennen.

Ich habe mich in diesem Aufsatz darauf beschränkt, nur andeutungsweise einige Fragen des Problems der Frauenarbeit in der Industrie aufzuzeigen. Beruf und Mutterschaft, Lohnarbeit und Kindespflege ist eines der folgenschwersten und schwierigsten aller sozialen Probleme. Versuchen wir es so zu lösen, wie es die Wohlfahrt der Frauen und der kulturelle Fortschritt der Menschheit erfordern.

Ist Amerika an den europäischen Wirtschaftsnöten schuld?

Ein Beitrag zum Thema «Kapitalismus oder Gemeinwirtschaft».

Von Dr. *Albert Lauterbach*, Wien.

Seit dem Weltkrieg befindet sich die europäische Wirtschaft in einer Dauerkrise, deren Wirkungen selbst durch einzelne Zeiträume scheinbar guter Konjunktur nie ganz aufgehoben werden. Fast in allen europäischen Ländern besteht eine *Massenarbeitslosigkeit*, die auch in Zeiten günstiger Industriebeschäftigung bestenfalls gemildert wird. Und besonders die sogenannten *«alten Industrien»*, wie der Kohlenbergbau, die Textilindustrie, der Schiffbau, leiden beinahe unabhängig von den allgemeinen Konjunkturschwankungen unter höchst mangelhaften Absatzmöglichkeiten; ihre Krise stellt ja eben jetzt die Arbeiterregierung des klassischen Industrielandes Großbritannien vor außerordentlich schwierige Aufgaben.

Es ist in den letzten Jahren üblich geworden, für diese Wirtschaftsnöte Europas dasjenige Land verantwortlich zu machen, das heute immer noch in der öffentlichen Meinung fast aller Schichten als der eigentliche «Kriegsgewinner» gilt: die *Vereinigten Staaten von Amerika.* Ihre bis vor kurzem sehr günstige Wirtschaftslage, die hohe Lebenshaltung ihrer Bevölkerung, ihre Gläubigerstellung gegenüber den wichtigsten europäischen Ländern scheinen unzweideutig darauf hinzuweisen.

Die amerikanische Schutzzollpolitik.

Ein deutscher Wirtschaftsforscher hat es nunmehr unternommen, vorurteilslos die Zusammenhänge zwischen amerikanischer Konjunktur und europäischer Dauerkrise zu prüfen, soweit eine bewußte Wirtschaftspolitik Amerikas dabei hineinzuspielen scheint*. Und er kommt an Hand eines überaus reichen

* Dr. Wilhelm *Grotkopp*, Amerikas Schutzzollpolitik und Europa, Berlin 1929.